

## eins

An diesem Junimorgen suchten wir uns ein Versteck. Wir nahmen die S-Bahn zum Nikolassee. Schon bald vertrieb der Wind den Geruch von altem Frittenfett und verschmorten Gummi, am Ufer knirschten die Kiesel unter unseren Schritten. Das Sonnenlicht fiel in Lubas Augen, der grüne Sprenkel, der ihrem linken Auge eine weitere Farbe verlieh, erschien mir als Insel. Das Gras am Weg war schon verbrannt. Immer wieder zeigte Luba zum See, auf das wogende Schilf, wenn es ein altes Entennest oder Vögel entblöste, deren Namen ich nicht wusste. Sie wiederum kannte sie nur in ihrer rumänischen Muttersprache, die sie ungern benutzte, deshalb freute ich mich über jedes Wort, das sie mir daraus gab.

Am südlichen Ufer waren wir allein. Um uns vor dem Wind zu schützen, legten wir uns in ein verlassenes Boot, auf die morschen Planken. Lubas Haut war kalt, tief sog ich den Geruch ihres Körpers, den ich noch immer nicht benennen konnte, ein. Luba legte ihren Kopf auf meine Brust. „An welchem Fluss würdest du am liebsten leben?“, fragte sie, und ich antwortete: „Welches Gebäude in Berlin würdest du zuerst abreißen?“, während sie schon fragte: „Wolltest du als Kind von zuhause weglaufen?“

Seitdem wir uns kannten, war Fragen stellen unser Spiel, sie nicht beantworten zu müssen, gehörte dazu.

„Wenn du nicht hier aufgewachsen wärst, würdest du ein anderer sein?“

„Was würdest du für mich wagen?“

„Würdest du dich rächen, wenn du die Gesetze ändern könntest?“, fragte sie.

Über uns formten die Wolken einen bulligen Hund. Der Hund verwandelte sich in eine schiefrunde Hütte und ich

dachte, wie es wäre, mit Luba zusammenzuziehen, und wunderte mich selbst über mich, schließlich kannten wir uns erst seit vier Wochen.

Wir kletterten aus dem Boot und Luba stieg die steile Böschung hinab, hob einen Stein auf und schnippte ihn über das Wasser. Zweimal sprang er auf, dann tauchte er unter. „Wer es dreimal schafft, darf sich etwas wünschen, es aber nicht verraten“, sagte sie.

Viermal hüpfte ihr Stein über das Wasser. Lange blickte sie auf die Stelle, wo er versank. Ich selbst versuchte es ein Dutzend Mal vergeblich, meine Steine verschwanden nach einem oder zwei Aufschlägen im See. In der Ferne begann es zu grollen, die Luft kühlte sich ab. Das mit den Wünschen müsse ich noch üben, meinte Luba, schubste mich aus Spaß zum Wasser und kletterte die Böschung hoch. Ich stolperte, steckte den Stein, den ich hatte werfen wollen, in die Hosentasche und lief in meinen nassen Schuhen mit ihr und dem beginnenden Regen um die Wette.

In meiner Wohnung in der Rathenower Straße schüttelten wir uns die Tropfen wie Hunde aus den Haaren und zogen einander aus. Noch nackt setzte Luba Tee auf, und ich startete mein Netbook.

Etwas später stellte Luba den Tee neben mich und setzte sich auf meinen Schoß. Sie lächelte, sie mochte es, dass ich wieder zu schreiben begonnen hatte, seitdem ich sie kannte. Ich umfasste sie mit den Armen und suchte mit den Fingern die Tastatur hinter ihr, obwohl wir beide wussten, dass wir miteinander schlafen würden, bevor ich mit den Aufzeichnungen über unseren Ausflug fertig wäre.

Ich habe den Stein aufbewahrt.

Ich gehe in den Flur und nehme ihn aus der Schuhschachtel, in der ich das Wenige aus unserer gemeinsamen Zeit sammle. Leicht liegt er in meiner Hand. Der kantige Rücken. Die hellen Maserungen an seinem Bauch. Ich sehe ihn vor mir, wie er für einen kurzen Moment über den See geglitten wäre.

Ich gehe ins Wohnzimmer. Der Ficus. Das halbleere Regal, in dem mein Netbook harrt.

Ich gehe zum Dachfenster. Feiner Dunst steht über dem Stuttgarter Kessel, verbirgt den Dreck meiner Arbeit, mein Büro.

Ich stoße das Fenster auf. Die Luft riecht nach frisch gemähtem Rasen und den Hecken. Unter mir liegen Teerinseln, wo gerade noch Autos im Regen standen. Eine Plastikkrähe dreht sich auf einem der Glasbalkone, von links nach rechts und wieder zurück. Sie schüttelt den Kopf, als sei mir nichts geschehen. Als geschähe hier nie etwas.

Mit Luba konnte sich jederzeit alles verändern, ob es nun gut war oder schlecht. An manchen Abenden gehorchten mir mein Körper und Geist nicht mehr, so erschöpft war ich von unseren Wünschen und Erkundungen.

Als ich an jenem Abend den Stein auf den Nachttisch gelegt hatte, nahm sie ihn und schrieb mit einem Filzstift darauf, als Erinnerung an diesen Tag: 6. Juni 2007. Bei ihrem Nachnamen Matei setzte sie einen Akzent.

„Für dich“, sagte sie. „Jetzt bin ich Französin und nicht mehr Luba Ohneland.“

So hatte ich sie zuvor im Spaß genannt und mich geschämt, als ich ihr Gesicht gesehen hatte. Meine Bemerkung hatte sie getroffen.

Von diesem Abend an schrieb sie sich mit einem geschwungenen Strich über dem *é*. Als eröffnete ihr der richtige Akzent alle Möglichkeiten.

Ein Jahr später hatte ich Berlin über Nacht verlassen.

Hat sie mich deshalb heute angerufen?

## zwei

Luba fiel mir sofort auf, als ich ihr das erste Mal begegnete. Es war vor drei Jahren, ein heißer Tag im Mai 2007. Ich sah sie durch die Scheibe einer Boutique auf dem Kurfürstendamm. Mit einer Hand strich sie behutsam an einer Reihe mit Rücken entlang, wie man einer Erinnerung nachspürt. In diesem Moment schien sie etwas zu sehen, das nur für sie da war, als könne niemand außer ihr es bemerken. Ihre Hand war sehr schmal, sie trug keinen Ring. Das schwarze Haar hatte sie mit einer Klammer nach oben gesteckt, ihre hohen Wangenknochen traten hervor. Aber es war weniger ihr Aussehen, das mir auffiel, als ihre Haltung: den Kopf erhoben, den Körper angespannt, obwohl sie in Gedanken versunken schien. Als wappnete sie sich für eine Konfrontation, die jederzeit kommen könnte.

Etwas an ihr zog mich sofort an. Ich wollte sie kennenlernen und betrat voller Adrenalin über den mir fremden Mut den Laden, als suchte ich ein Kleidungsstück in ihrer Nähe, doch sie beachtete mich auch dann nicht, als ich nur zwei Schritte entfernt neben ihr stand. Mir fielen die Marienkäfer auf ihrer roten Bluse auf, bis ich bemerkte, dass der spitze Kragen mit schwarzem Garn geflickt war.

Hinter ihr beobachtete eine junge Verkäuferin, wie Luba zu einem der Ständer mit Blusen ging. Ihr Blick wanderte dabei über Lubas Hände, zum Gesicht und zu den Schuhen, als suchte sie etwas, was ihr ein Indiz über die andere Frau gab.

Luba aber hatte auch die Blicke der Verkäuferin nicht gesehen. Sie ging zu einer Reihe mit Kostümen, hob eines gegen das Licht, hängte es zurück und wollte den Laden verlassen. Da fasste eine Hand nach ihr, ein Riese von Mann, schnell war er neben ihr aufgetaucht.

„Haben Sie nichts vergessen?“

Sofort schaute sie sich um, ob da noch jemand war, auch mich streifte jetzt ihr Blick.

Der Riese deutete auf ihre Tasche.

Luba griff den ledernen Beutel mit beiden Händen, zog den Verschluss betont langsam auf und stülpte den Beutel um: Nichts war in ihm, nur ein zerknülltes Taschentuch. Sie ließ es auf die Schuhe des Mannes fallen. Dann trat sie einen Schritt vor, ihre Schuhspitzen berührten sich, sie musterte ihn.

„Gehen Sie bitte“, sagte er.

Luba bewegte sich nicht, sie schaute dem Mann direkt ins Gesicht, als wolle sie ihn an dem schmalen Schnauzer nach unten ziehen.

„Wollen Sie sich nicht bei ihr entschuldigen?“, sagte ich, von meinen eigenen Worten überrascht.

Der Mann drehte sich zu mir. „Gehören Sie etwa dazu?“

Ich wusste nicht, was mich mehr wütend machte, sein abschätziger Blick oder der unverschämte Ton in seiner Stimme. Ich trat einen Schritt vor. „Ich sagte, sie sollten sich jetzt wohl besser entschuldigen.“

„Lass' nur“, sagte Luba. Sie hatte sich zu mir umgewandt, ohne den Ladendetektiv weiter zu beachten, und in diesem Moment fiel mir der hellgrüne Sprengel in ihrem linken Auge auf. „Es ist ja ein Wunder, dass er überhaupt spricht.“

Sie schloss den Reißverschluss ihrer Tasche, und wir verließen zusammen das Geschäft. Unwillkürlich bogen wir beide ein paar Schritte nach links ab und mussten lachen. Mein Puls schlug schnell. Wegen des plötzlichen Hasses, den ich dem Mann gegenüber empfunden hatte; erstaunt, weil wir beide einfach zusammen weitergingen und dabei Blicke wechselten, ohne zu sprechen. Ich fasste abermals Mut: „Darf ich dich vielleicht zu einem Kaffee einladen?“

Sie trat ein paar Schritte zur Seite, setzte sich und grinste.  
Wir waren schon an einem Straßencafé.

\*

Bei unserem zweiten Ausflug mieteten wir am Schlachten-see ein Boot. Es war heiß. Über dem Wasser flirrte vom Dunst ein feiner Film, wie Wellen in der Luft. Dinge wie diese fielen uns beiden auf oder der eine machte den anderen darauf aufmerksam. Uns kamen oft auch dieselben Worte in den Sinn. Vor allem, wenn sie uns Gelegenheiten für mehr Nähe boten wie *Grasbetten* und *Waldwinkel*. Die Natur, so fanden wir, war voller intimer Verstecke.

Ich stieß das Boot mit den Rudern vom Ufer ab, während Luba mich bat, vorsichtig zu sein, sie habe nie schwimmen gelernt. Es erschien mir wie ein Vertrauensbeweis, dass sie trotzdem mit mir aufs Wasser kam. Behutsam steuerte ich bis zur Mitte des Sees, zog die Ruder ein und wir legten uns auf die Bretter. Wir hielten die Hände gegen die Sonne und versuchten blinzeln, sie mit den Fingern zu bewegen.

„Stell dir vor, wenn über uns keine Luft oder Sonne wäre, sondern nur klares Wasser“, sagte Luba.

„Dann wären wir völlig aufgequollen. Wir sähen aus wie Marshmallows und wären beide tot.“

Sie kniff mich. „Nein, dann würden wir uns einfach treiben lassen, alle Dinge fielen ganz leicht.“

Sie legte ihren Kopf auf meine Brust und horchte. Kurz empfand ich das Gewicht als beklemmend.

„Dein Herz schlägt stark“, sagte sie.

„Das ist nicht stark, es klingt nur hohl.“

Sie grinste nicht darauf ein. „Wirst du für mich da sein?“

Für einen Moment wunderte ich mich über ihre Frage, nahm sie aber als Necken, als Liebesspiel.

„Natürlich“, antwortete ich. „Schon aus eigenem Interesse.“ Luba richtete ihren Kopf auf, zwischen den Brauen bildete sich eine schmale Falte. Sie setzte sich auf den Bootsrand und musterte mich von oben, die Sonne warf ihren Schatten auf mich.

„Wirklich?“

Ihr Körper kippte aus dem Boot, ich hörte das Platschen und schreckte hoch. Ich geriet in Panik und sprang hinterher. Ich verschluckte mich und riss die Augen unter Wasser auf, bis ich Luba unter mir sah. Im grünen Wasser erschien ihre Haut kreideweiß, ihre Haare schwebten über ihrem Kopf, sie schien schwerelos zu treiben. Mit aller Kraft zog ich sie nach oben.

Luba spuckte Wasser in meine Richtung. Lachte. Rief, dass ich ganz schön schnell sein könne, verschluckte sich dabei und lachte jetzt über sich selbst. Dann begann sie, ans Ufer zu kraulen.

Auch ich lachte, heiser und noch immer erschrocken, kletterte zurück ins Boot und ruderte zu ihr. Plötzlich erleichtert, wengleich ich nicht so recht wusste, ob Luba mich nur necken wollte oder getestet hatte, als Liebesprobe.

Wir legten uns am Ufer ins Gras. Luba beugte sich über mich, ihre Haare berührten mein Gesicht. Sie streichelte meine Brust und ließ langsam ihre Hand über meinen Bauch und unter die Badehose gleiten. Ich hätte sie gerettet und eine Belohnung verdient, flüsterte sie und zog mir die Hose herab.

Für einen Moment hielten wir beide still. Zum ersten Mal sah Luba mich völlig nackt und damit die lange Narbe an meinem Becken. Dort, wo die kratzigen Nähte gezogen worden waren, wand sie sich in der leuchtenden Sonne wie ein blutroter Skorpion. Behutsam strich Luba die Verästelungen zwischen meinen Beckenknochen entlang, während sich meine Haut unter der Berührung ihrer



Finger zusammenzog. Luba schien jetzt in Gedanken versunken. Ich konnte gegen die Sonne ihre Augen nicht sehen, aber ihr Lächeln hatte etwas Zärtliches.

Luba bemerkte meine Gänsehaut, bedeckte die Narbe mit ihrem Shirt und legte sich neben mich. Leise fragte sie: „Was ist dir da passiert?“

Ich suchte mit meinem Mund ihren Hals, weil ich jetzt nicht über Narben sprechen wollte. Luba küsste mich auf den Kopf, lange spürten wir unseren Atem.

Schließlich antwortete ich, das sei eine etwas spezielle Geschichte, ich würde sie ein anderes Mal erzählen. Zu verletzlich fühlte ich mich in diesem Moment mit ihr und doch auf eine mir unbekannt Weise geborgen.

An diesem Abend fing ich zum ersten Mal, seitdem ich meine Stelle als Journalist verloren hatte, wieder zu schreiben an.

\*

Von Anfang an mochte ich das Gefühl, dass es etwas zu entdecken gab, wenn wir uns trafen, ohne im Voraus zu wissen, was. Gleichzeitig ahnte ich, dass auch sie in mir etwas sah oder suchte, das sie vielleicht noch nicht genau benennen konnte.

An jenem Julimorgen liehen wir uns Fahrräder und radelten in Richtung Tiergarten. Blütensamen wirbelten um uns, die Luft roch nach Blättern, Abgasen und Sommer. Wir kamen an einem Trödelstand vorbei. Ich hielt und griff nach einer eingedellten Pocketkamera, ein unfassbar billiges Teil, verkratzt, die rote Farbe in ein Rosa gerieben. Ich handelte sie um zwei Euro auf drei herunter und tat so, als würde ich alles um mich herum fotografieren, als wäre ein Film eingelegt. Ich richtete die Kamera auf Fahrradfahrer, den Brunnen mit dem rissigen Goldkarpfen, auf Luba und mich.

„Da sind die Wellen, die fliegenden Fische und jetzt kommen wir“, sagte ich und dachte tatsächlich an das Meer. An Salzluft, Kalkfelsen, Gischt. Luba nahm mir die Kamera aus der Hand, zielte auf mich und fuhr los.

„Worauf warten wir dann noch?“

Ich fuhr hinterher. Unterwegs stoppte Luba an einem türkischen Imbiss, sie wollte für das Picknick am Strand ein paar Weinblätter kaufen. Während sie zahlte, sah ich den bulligen Glatzkopf kommen, mehr breit als hoch, „Fortuna“ in altdeutscher Schrift auf der Brust. Seine nervöse Dogge. Luba hatte nur Augen für mich. Die Weinblätter fielen herab, als sie gegen ihn stieß, die Dogge schnappte danach.

„Pass doch auf“, sagte der Bullige. „Hast du keine Augen im Kopf!“

Er zog die Dogge zu sich und lief weiter in seinem breitbeinigen Schritt.

„Blind bist du ja schon. Aber gehen könntest du wenigstens noch lernen“, rief Luba ihm hinterher.

Der Mann blieb stehen. Drehte sich zu Luba um. „Locker, Alte, ganz locker.“ Er ließ der Dogge etwas mehr Spiel, ging aber weiter, doch Luba hatte ihn schon überholt und versperrte ihm den Weg.

„Sag das nochmal.“

Er schaute nur zu mir.

Das machte sie noch wütender, sie schubste ihn, er geriet nur kurz aus dem Gleichgewicht.

„Ist die durchgeknallt?“ Wieder wandte er sich an mich und ignorierte Luba, die direkt vor ihm stand.

„Ganz ruhig“, sagte ich, um abzuwiegeln. „Geh einfach weiter.“

Da schubste Luba ihn nochmals, sagte „Macho-Arsch“, nahm das Fahrrad, das neben meinem lehnte, und fuhr los, alles so schnell, dass ich ihr gerade noch folgen konnte,

als der Bullige schon vergeblich nach meinem Fahrrad griff. Ich trat so schnell wie möglich in die Pedale, hörte den Hund nach mir schnappen.

Wir bogen in den Park ab.

„Bist du verrückt?“, fragte ich, als ich Luba eingeholt hatte, doch sie lachte nur und fuhr wieder voraus. Auf der schmalen Allee warfen die Bäume vor uns ihre Schatten, Luba fuhr freihändig und schrie etwas gegen den Fahrtwind, was ich nicht verstand, sie streckte ihre Arme nach oben und rief, „Mein Bauch kribbelt!“, und ich lachte und schrie: „Du bist in die Nazi-Dogge verliebt!“

Luba versuchte, mit beiden Händen gegen das Licht die Dogge zu formen, doch der Schatten verwischte. Ihr gepunkteter Rock flatterte seitlich als Fahne, als der Wind ihn in die Speichen drückte.

Ich zog Luba auf, sie hatte sich das rechte Bein aufgeschürft, der Rock war an der Seite eingerissen.

Sie streifte den Dreck ab und richtete ihr Fahrrad wieder auf. „Nichts passiert“, sagte sie. „Du bist wohl mein Schutzengel.“

„Ich glaube, den brauchst du nun wirklich nicht.“

„Was ist jetzt mit dem Meer?“, fragte sie, und ich antwortete: „Riechst du es noch nicht? Wir können die Räder bis dahin schieben.“

Nachdem wir lange am Meer gesessen waren, das erst später wieder zu einem flachen Tiergarten-Teich geschrumpft war, fuhren wir nach Hause zurück. Ich hörte während der Fahrt die Wellen in meinen Ohren rauschen.

Wir machen uns die Welt, wie sie uns gefällt, dachte ich und sah Luba vor mir, wie sie mit ihrem vor Wut zitterndem Körper vor dem Nazi-Bullen stand.

Längst hatte ich mich in ihren Mut verliebt, der sich aus einer versteckten Wut zu speisen schien. Den ungeheuren Grund dahinter ahnte ich noch lange nicht. Was Luba auch

machte, tat sie ungeschützt. Mit dieser Wut in ihrem Willen lief sie in manchen Momenten Gefahr, alles mit sich zu reißen, ohne dass es ihr bewusst zu sein schien. Und doch gewann ich selbst Mut mit ihr, fast unmerklich, so wie man sich etwas borgt und vergisst, es zurückzugeben. Als ich Luba an jenem Abendleckte, schmeckte sie nach Salz. Während wir miteinander schliefen, spürte ich in ihrer Zärtlichkeit noch die Wut jenes Nachmittags. Sie hatte mich zu fest ins Ohr gebissen, dass es leicht blutete, aber das, und dass ich im Spiel zurück biss, bemerkte sie nicht. Danach aber, als ihre Wut völlig verflogen war, hatte sie etwas Verwundbares. So wie wir umschlungen lagen, traute ich mich kaum, mich zu bewegen, als könnte ich sie verletzen.

\*

Acht Wochen lang kannten wir uns, als Luba ihr Skizzenheft das erste Mal vor sich auf die vertrocknete Erde am Nikolassee legte. Sie griff den Stift ganz an der Spitze, ihre Fingerkuppen, der Handballen bewegten sich mit über das Blatt, so wie jemand beim Gehen mit den Schuhen über das Pflaster schleift, nur war es ein völlig konzentriertes Schleifen. Ihre Fingerkuppen färbten sich vom festen Griff rot, als habe sie Angst, man könne ihr den Stift wegnehmen. Es entsprach nicht ihren eleganten Bewegungen, wenn sie beim Reden mit den Händen Bilder in die Luft malte.

Sie habe als Kind schon gezeichnet, erklärte sie, als wir abends zur S-Bahn zurückgingen. Gleich nach ihrer Ankunft in Berlin habe sie an der Hochschule der Bildenden Künste einige Semester Grafikdesign studiert. Genau ein Jahr, nachdem sie aus ihrer Heimatstadt Giurgiu im Süden Rumäniens nach Berlin gekommen sei. Sie habe das

Studium aber nach drei Semestern abbrechen müssen, des Geldes wegen. Darüber rede sie aber nicht gerne, sagte sie und wir stiegen in die Bahn.

Luba zeichnete in den Wochen und Monaten darauf immer auf dieselbe Art. Unscheinbare Dinge dienten ihr als Motive: Ein Käfer, der sich aus der Erde schob. Das Kabelgewirr in unserem Stromschacht. Ausschnitte von Händen, die sich an den Griffen einer U-Bahn hielten. Wenn sie zeichnete, sah auch ich anders auf die Dinge. Betrachtete ich das Kabelgewirr auf ihrem Blatt, erinnerte es mich an die Blut- und Nervenbahnen einer geöffneten Brust. Obwohl ihre Zeichnungen konkret waren, hatten sie doch nie etwas Eindeutiges. Ich überlegte mir, ob das, was sie skizziert hatte, mit den Aufzeichnungen übereinstimmte, die ich nach unseren Ausflügen anfertigte. Nichts schien zu passen. In diesen Momenten fühlte ich mich ihr ganz nah.

Zu ihren Skizzen hatte sie eine pragmatische Beziehung, als dienten sie ihr nur dem Zweck des Zeichens selbst. Nach dem letzten Strich faltete sie das Papier und schob es unter den Kies, in eine Stuhlritze oder was sie sonst gerade fand.

Einmal fragte ich sie, warum sie keine ihrer Zeichnungen aufbewahre. Sie zögerte mit ihrer Antwort. Sie bräuchte erst noch die Voraussetzungen dazu. Bis dahin hätten die Zeichnungen für sie keine Bedeutung. Sie sagte, dass man nicht immer über alles reden müsse, und bat mich stattdessen, ihr etwas zu erzählen, wie so oft, wenn sie eine Skizze zerknüllt und weggesteckt hatte. Dass ich erzählte, wenn sie nicht reden wollte, Geschichten erfand, die sie dann weiterspinn, wurde so zu unserem kleinen Ritual.

Sie mochte von Anfang an meine Fantasie. Erzählte ich ihr etwas aus meinem Alltag oder von früher, lachte sie oft an Stellen, an denen ich es nicht erwartet hatte. Und weil

ich mit ihr lachte, fiel mir selbst nicht mehr ein, was ich soeben erzählt hatte, denn wenn ich erzählte, verschwammen oft die Grenzen zwischen dem Erlebten und unserer Imagination. Luba sagte, wenn wir erzählten, von früher oder erfundene Geschichten, fühle sie sich wie auf einer Reise. Oft führte sie die Erzählung weiter mit Geschichten und Worten, von denen ich nie sagen konnte, ob sie erfunden waren oder nicht.

Sie sagte auch, wenn wir erfänden, seien dies Möglichkeiten, die nicht genutzt worden waren, aber man nur ergreifen müsse.

An einem unserer Nachmittage nannte sie mich mutig. Dass ich sie bei unserer ersten Begegnung vor dem Laden-detektiv verteidigt habe, rechne sie mir hoch an. Obwohl sie nicht mehr nach meiner Narbe gefragt hatte, dachte ich, dass sie auch diese für ein Zeichen meiner Courage hielt: Dass sie für einen Unfall oder einen Schicksalsschlag stand, der mich hatte stark werden lassen. Ich wollte ihr die Illusion nicht rauben, die mich in ihren Augen jemand sein ließ, den auch ich mochte.

So verbrachten wir diese Wochen meist mit unseren Ausflügen, zeichnend und den Tag notierend, stellten uns Fragen, machten einander Komplimente oder erzählten von unseren Wünschen. Über Fakten sprachen wir nur wenig, als passten sie nicht zu zwei Verliebten, zumindest nicht in dieser Phase.

Lubas Vergangenheit kannte ich kaum. Mir war aufgefallen, dass sie es mied, von ihren Eltern zu erzählen und dass vor allem die Beziehung zu ihrem Vater offenbar schlecht war. Ich wusste, dass sie an Weihnachten 1989 in Giurgiu als Zwölfjährige die Bilder des toten Diktators Ceaușescu im Fernsehen gesehen hatte – Bilder, wie ich sie zur selben Zeit in Backnang empfing. Sie hatte erwähnt, dass sie

1996 am Tag nach ihrem Abitur mit nur zwei Koffern nach Deutschland aufgebrochen war, weil sie es in Rumänien nicht mehr ausgehalten hatte. Zur gleichen Zeit hatte ich meinen Zivildienst in jenem Krankenhaus begonnen, in dem sie mich zuvor zusammengeflickt hatten. Über die folgenden zehn Jahre erfuhr ich nur, dass Luba Schulden aufgenommen und einige Jahre in einem italienischen Restaurant gejobbt hatte. Auch als Übersetzerin hatte sie gearbeitet und kurz für einen Import-Export-Shop.

Was mich dabei am meisten faszinierte, war, wie viele Sprachen sie in dieser Zeit gelernt und welch ein unglaubliches Gehör sie für Töne und Melodien hatte. Ihr Deutsch war perfekt, nur ihre Aussprache klang etwas weicher als die der Berliner, zum Glück. Neben Rumänisch war Luba mit Bulgarisch groß geworden, weil ihr Vater ursprünglich aus Ruse stammte. Das Englisch und Französisch ihrer Schulzeit musste sie in ihren Jobs verbessert haben. Italienisch aber war ihre Lieblingssprache, ich vermochte ihre Aussprache nicht von der einer Einheimischen zu unterscheiden. Sie habe es sich schon früh alleine beigebracht, sagte sie, am Radio, ohne mir die näheren Umstände zu verraten, selbst dann nicht, als ich sie ein zweites Mal danach fragte.

In diesem Moment hegte ich erstmals den Verdacht, dass Luba sich in all ihre Sprachen geflüchtet hatte, um das Rumänische zu vergessen, als solle sie nichts an das Land ihrer Kindheit erinnern.